

Entwicklung des Handelsverkehrs in Betracht kommt, so doch höchstens für den Verkehr mit den außereuropäischen Ländern. Es leuchtet doch ein, daß die Flotte als Beweis der Macht Deutschlands keine Bedeutung für den Handelsverkehr mit England, mit Dänemark oder Schweden hat, weil diese Länder sich auf der Stufe der ökonomischen Entwicklung befinden, auf der ihren Handelsverkehr der gegenseitige ökonomische Nutzen bestimmt. Anders ist es mit den exotischen Ländern wie China, Persien usw. Das Bestehen einer starken Flotte kann hier als Prestigiemittel bei dem Erzingen von Konzessionen usw. in Betracht kommen. Aber auch nicht das ganze Wachstum des Handels mit den außereuropäischen Ländern (Einfuhr und Ausfuhr), das in dem Jahrzehnt mehr als zwei Milliarden betrug, kann — selbst nicht von den größten Flottenenthusiasten — auf das Konto der Flotte gesetzt werden, wird doch das ökonomische Verhältnis zu Nordamerika, dessen Handelsverkehr mit Deutschland vom Jahre 1902 bis 1909 um mehr als 1 1/2 Milliarde stieg, und selbst zu Japan unmöglich durch die Flotte bestimmt.

Es zeigt sich also, daß es eitel Humbug ist, wenn der Nauticus-Offiziosus mit seinen Zifferkolonnen jongliert. Die ökonomische Entwicklung Deutschlands schreitet vorwärts dank der Güte der deutschen Produkte, dank seinem Verkehr mit industriell entwickelten Ländern, die eine ganz andere Konsumtionskraft besitzen, als die armen Bauern der exotischen Staaten.

Wenn schon die zehn Jahre des Bestandes der deutschen Flotte die Hoffnungen der Flottenpolitiker über den zu erwartenden kolossalen Aufschwung des außereuropäischen Handelsverkehrs keinesfalls erfüllt haben, so haben sie ihre imperialistischen Hoffnungen erst recht zunichte gemacht, was wir im nächsten Artikel zeigen werden.

## Freiheit, Fortschritt und Demokratie.

Der Kampf für das allgemeine gleiche Wahlrecht ist unmittelbar ein Kampf für die Demokratie, für die Herrschaft des Volkes im Staate. Die Eringung dieser Demokratie wird zugleich die Befreiung von staatlicher Bevormundung und Polizeiherrschaft mit sich bringen und den Weg des Fortschritts zum Sozialismus anbahnen. Deshalb nennen wir die Demokratie, den Fortschritt, die Freiheit immer zusammen in einem Atemzug als das Ziel unseres Kampfes. Sehen wir aber unsere Gegner an, so werden wir gezwungen, die Verschiedenheit dieser Ideale näher ins Auge zu fassen; der eine nennt sich Demokrat, ohne den Fortschritt zu wollen, der andre schwärmt für Freiheit und Fortschritt, aber vergißt die Demokratie zu betonen. Weil alle bürgerlichen Parteien mit Ausnahme der Junker in irgendeiner Weise mit jenem Gemisch von Aristokratie, Unterdrückung, Reaktion und Kapitalismus, das das preußische Regierungssystem darstellt, unzufrieden sind, täuschen sie bisweilen eine Gemeinschaft der unmittelbaren Ziele vor, die in Wirklichkeit nicht besteht.

Mit Sehnsucht schaut mancher deutsche Bürger, der den Postzeißel auf seinem Rücken fühlte, über die Grenze oder das Meer hinaus, wo die westeuropäischen Staaten wie England, Holland, Frankreich als leuchtende Stätten bürgerlicher Freiheit liegen. Wer einmal die persönliche Freiheit dort kennen lernte, kann nur mit tiefstem Haß gegen das unwürdige, bald lächerliche, bald empörende Polizeiregiment in Deutschland erfüllt werden. Trotzdem sind diese Staaten nichts weniger als Musterstaaten. Bürgerfreiheit mag dort herrschen, aber die Demokratie fehlt nur zu oft. Das deutsche Reichstagswahlrecht ist demokratischer als das englische oder holländische, und das englische Lordshaus kann es an rüchständigem Privilegiertum getrost mit dem preußischen Herrenhaus aufnehmen.

Diese auf den ersten Blick sonderbare Kombination erklärt sich leicht aus der wirtschaftlichen Entwicklung. Die Klasse, die in jenen Ländern dem Staatswesen ihren Stempel aufdrückte, war die kapitalistische Bourgeoisie. Diese Klasse brauchte die größtmögliche persönliche Freiheit; nur im freien ungehemmten Wettbewerb der einzelnen Produzenten konnte sich der Kapitalismus entwickeln. Ihre Staatslehre war der Liberalismus, der die freie Persönlichkeit in den Vordergrund stellte und nichts von staatlicher Bevormundung wissen wollte; der Staat soll sich in die persönlichen Angelegenheiten der Bürger nicht einmischen und sich auf die Rolle des „Nachtwächters“ beschränken. Aber zugleich war diese Bourgeoisie eine Klasse von reichen Privilegierten, die von einer demokratischen Volksherrschaft nichts wissen wollte. Holland war im 18. Jahrhundert das freieste Land Europas, während es

wor einer Clique städtischer Aristokraten regiert wurde. In Deutschland zeigten die Hansestädte lange dieselbe Kombination freiheitlicher Lebensformen und undemokratischer Patrizierherrschaft.

Der Liberalismus als Staatslehre der Bürgerfreiheit hat also nichts mit Demokratie oder Aristokratie zu tun; er kann mit beiden zusammengehen. Eine herrschende Klasse kann freiheitliche Institutionen einführen, ohne die Volksmasse mitbestimmen zu lassen; das war namentlich der Fall, wo reiche Kaufleute herrschten. Wo aber eine industrielle Bourgeoisie emporkam, mußte sie in der Regel für ihre Herrschaft mit den alten feudalen Klassen kämpfen; dabei brauchte sie die Volksmasse, und sie mußte daher auch demokratische Maßnahmen annehmen. Natürlich blieb dabei das liberale Prinzip immer nach dem bekannten Worte des englischen Ministers Gladstone: „Vertrauen in das Volk, aber durch Vorsicht eingeschränkt!“ Furcht und Vorsicht bestimmen, wie weit in der bürgerlichen Gesellschaft die Demokratie gehen soll. Gilt es, die langsam ansteigende Arbeiterbewegung nicht zu Einfluß kommen zu lassen, so schrumpft ihre Demokratie zusammen; gilt es, nach einem bedeutenden Sieg die Arbeiterklasse wieder zu beruhigen und den Gewinn an Klassenbewußtsein zu eskamotieren, so entdeckt der Liberalismus plötzlich sein demokratisches Herz.

Gerade umgekehrt ist die Kleinbäuerliche und Kleinbürgerliche Demokratie zugleich reaktionär. Die Entwicklung, die die kapitalistische Bourgeoisie obenauf bringt, drückt die bäuerlichen und kleinbürgerlichen Volksmassen herunter. Sie hassen den Fortschritt und sehnen sich nach der früheren Zeit zurück. Die Freiheit, die dem Bourgeois teuer ist, nützt ihnen nichts, da sie in dem Konkurrenzkampf nicht gegen das Großkapital aufkommen können, und die neuen freiheitlichen Institutionen bedeuten für sie die Aufhebung der alten Verbände, worin sie Schutz und Rückhalt aneinander fanden. Die neuen Ideen und freien Lebensformen sind ihnen zuwider, und an die alten religiösen Ideologien, als das scheinbar feste in dem Strom der Entwicklung, der sie zu versinken droht, klammern sie sich immer fester. In primitiven weltentlegenen Bauernantonen geht eine urwüchsige demokratische Verfassung mit der finsternen Stupidität zusammen; und in großen kapitalistischen Ländern kämpft die bäuerliche und kleinbürgerliche Masse unter einer religiösen Fahne gegen die Privilegiertenherrschaft und den Fortschritt, für Demokratie und Reaktion.

So stehen in dem Kampf innerhalb der bürgerlichen Welt die verschiedenen schönen Ideale an beiden Seiten verteilt und getrennt. Auf der einen Seite der Fortschritt und die Freiheit, auf der anderen Seite die Demokratie. Das liegt in der ganzen Natur der gesellschaftlichen Entwicklung begründet. Diese Entwicklung war während des ganzen Aufstiegs des Kapitalismus im wesentlichen eine antidemokratische. Sie war ein Aufstieg der wenigen, ein Niedergang der vielen. Aus der Masse der Produzenten hob sich kleine reiche Gruppen empor, die alle Macht an sich rissen. Die freiheitliche Entwicklung war Sache einer Minderheit, der Fortschritt war gegen das unmittelbare Interesse der Masse gerichtet, weil diese Masse eine kleinbürgerliche Masse war.

Mit der weiteren Entwicklung des Kapitalismus ändert jedoch die Volksmasse immer mehr ihren Charakter und ihre Funktionen, und damit schlägt diese Entwicklung selbst in ihr Gegenteil um. Lohnarbeiter bilden immer mehr die Masse des Volkes. Die Lohnarbeiter haben kein Interesse an der Rückkehr alter Zustände; ihre Rettung liegt vorwärts, in einer raschen Entwicklung des Kapitalismus und seinem Umschlag zum Sozialismus. Die proletarische Volksmasse ist fortschrittlich, ihr kommen alle bürgerlichen Freiheiten zugute, die die Bourgeoisie für sich brauchte. In den Zielen des Proletariats finden sich Freiheit, Fortschritt und Demokratie einheitlich zusammen.

Von dem Augenblick an, wo das Proletariat als maßgebende Volksklasse auftritt, schlägt die Entwicklung den entgegengesetzten Weg ein und fängt der Niedergang des Kapitalismus an. Sie wird jetzt ein Aufstieg der Masse, ein Niedergang der herrschenden Minderheit. Sie vergrößert die Macht und die Kraft der ganzen Volksklasse, während die Macht der Bestehenden zurückgeht. Daher ändert sich jetzt das frühere Verhältnis der Klassen; die beschloßen Massen werden die Hüter des Fortschritts und der Freiheit, während die reichen Privilegierten reaktionär werden. Vor einem halben Jahrhundert galt es unter den Gebildeten, für den unendlichen Fortschritt der Menschheit schwärmenden reichen Bürger als etwas Selbstverständliches, daß die Volksmasse dumm, barbarisch und fortschrittsfeindlich war; jetzt sinken die „Gebildeten“ in

Aberglauben, Mystizismus und Barbarei zurück, während die armen geknechteten Massen stolz das Banner des Fortschritts erheben.

Dieses Emporkommen des sozialistischen Proletariats ist natürlich auf die Ideale der bürgerlichen Klassen nicht ohne Einfluß geblieben. Je mehr Fortschritt und Freiheit die liberale Bourgeoisie wurden, um so mehr verlor die Demokratie nur die proletarische Macht Gewinn zieht, um so mehr schlief die demokratische Energie des Kleinbürgertums ein. In Deutschland steht man in den beiden großen bürgerlichen Parteien, die um die Gunst der Junker und der Regierung buhlen, den traurigen Verfall einst ehrwürdiger Prinzipien. Der Liberalismus wird reaktionär, das Zentrum verleugnet die Demokratie. Ihre alten Losungen sind zu Phrasen geworden, die nur noch dem Zweck dienen, einseitige Anhänger zu betören. Der alte Gegensatz im Bürgertum, wobei jede Partei wenigstens ein bestimmtes anziehendes Prinzip vertrat, zerfällt immer mehr vor ihrem gemeinsamen Gegenstand zum Proletariat, indem dieses für Demokratie, Freiheit und Fortschritt gleichermaßen eintritt, sie alle dagegen an der Seite der Klassenherrschaft, der Unterdrückung und der Reaktion stehen.

## Gewerkschaftsbewegung.

### Der Kampf der schweizerischen Brauereiarbeiter.

Seit etwa drei Wochen liefern unsere organisierten Kollegen der Schweiz den Brauereiarbeitern ein Treffen, das in der internationalen Brauereiarbeiterbewegung das weiteste Interesse verdient. Wohl selten haben sich je im sozialen Kampfe zwei ebenbürtige Gegner so geküßt gegenübergestellt, wie augenblicklich in der Brauereiarbeiterbewegung im Lande der Birten. Die Brauereiarbeiter kämpfen um einen neuen Tarif. Für das Verständnis der Bewegung sind kurz folgende chronologische Daten von Wichtigkeit:

Im Jahre 1896 traten die organisierten Brauereiarbeiter zum erstenmal in einen Kampf. Hauptgegenstand desselben war die Forderung der Anerkennung des Arbeitsnachweises. Schon damals wirkte der von der Arbeiterschaft verhängte Boykott gut, konnte aber nicht einen Sieg der Unternehmer über die damals noch schwache Organisation der Arbeiter verhindern. Der Unternehmerstieg aber war ein Pyrrhussieg. Denn die durch den Boykott in das Land gekommenen deutschen Biere, besonders die Münchner, stiegen an, hier heimlich zu werden, und sicherten sich großen Absatz. Inzwischen folgten etwa 10 Jahre der Ruhe. Die Arbeiterorganisation konsolidierte sich und wurde stärker und mächtiger. Auch die Unternehmerorganisation wurde unter Anschluß an den internationalen Boykottführerverband eine geschlossene und erbarungslos würgende Kampforganisation gegen die Arbeiterschaft.

Im Jahre 1906 trat die schweizerische Brauereiarbeiterchaft mit der Forderung eines Generaltarifs wieder auf den Plan. Unter anderem wurde wieder die Anerkennung des Arbeitsnachweises gefordert. Die Brauereiarbeitern, durch die Erfahrungen ihres Sieges von 1896 gewichtig, traten in Unterhandlungen ein und unterzeichneten einen Tarif, der die Lohn- und Arbeitsbedingungen für das ganze Land einheitlich regelte. Aus Opportunitätsgründen nahm die Arbeiterschaft von der Forderung der Anerkennung des Arbeitsnachweises Abstand. Damit war der Friede für längere Zeit gesichert und der Tarif stellte ein schönes Ergebnis der solidarischen Kampfesentschlossenheit dar. Vom 1. Juni 1906 an galt der Tarif.

Im März dieses Jahres kündigte das Zentralkomitee des Verbandes der Lebens- und Genussmittelarbeiter der Schweiz den Tarif zum 1. Oktober, dem Ablaufstermin. Gleichzeitig mit der Kündigung des Tarifs zum 1. Oktober wurde dem Unternehmerverband am 8. März ein Entwurf zu einem neuen Tarif übermittelt, mit dem Antrage, dazu baldigst Stellung zu nehmen und Unterhandlungen anzubereiten. Und nun begann der Unternehmerverband eine unerhörte Verschleppungskomödie. Seine Unterhandlungskommission legte er zunächst aus fünf Advokaten zusammen, und zwar aus den bekannten Dr. R. Meyer, Dr. Kürz, Dr. Raiff, Dr. Gofer und Dr. Barisch. Sein einziger vom Brauereifach besand sich darunter. Der Zweck der ganzen Liebung war ja ersichtlich und der Versuch zu plump: man wollte durch niederrichtige Verschleppungsakt die schweizerische Brauereiarbeiterschaft in eine Falle locken, um sie bis zum Oktober, dem Zeitpunkt des Ablaufs des alten Vertrages, wo naturgemäß ein Kampf der Brauereiarbeiter infolge der eigenartigen Verhältnisse der Schweiz sehr schwer ist, hinauszulockern. Unter allerhand nützigen Einwendungen gingen die Unternehmeradvokaten unserm Ansuchen nach baldiger Verständigung durch Unterhandlungen aus dem Wege. Erst am 28. April teilten sie uns folgenden Beschluß der Generalversammlung der Brauereibesitzer mit:

Der Verband schweizerischer Brauereien ist bereit, in Unterhandlungen über eine neue Vereinbarung betreffend die Anstellungsbedingungen für die Arbeiter der schweizerischen Verbandsbrauereien mit Gültigkeit vom 1. Oktober 1910 ab einzutreten.

„Mei' Madel möcht' der! Und Justament den Kreuzgang luacht er si aus dazu! Da schau' her! Da wird der Herr Vater Aug'n machen, wann der das verfährt!“ schrie die Raffenerin, die den beiden heimlich gefolgt war und sie schon eine Weile belauscht hatte, mit kreischender Stimme. Franz und Lina waren erschrocken zusammengefahren und standen nun in großer Verlegenheit vor der zornigen Frau. Hinter der statischen Figur der Raffenerin, die im Hauskleid und ohne Hut war und die Arme in die Hüften gestemmt sich vor den beiden Sündern breit und maßig hingepflanzt hatte, tauchte unter dem alten schübligen Hut der Spitze, strohgelbe Kopf der Zirnhöld auf.

„Mutter! Mit a so schrei'n!“ bat die Lina ängstlich. Sie hatte rasch den Kriegsplan der Alten durchschaut und sah nun neugierig beobachtend unter halbgeschlossenen Augenlidern auf die Mutter. Es war ihr aber doch unangenehm, daß es gerade heute dazu kommen mußte und sie so zum Mittelpunkt eines sie anwidernden Schauspiels wurde.

„Frau Raffener, ich verbitte mir —“ stotterte Franz verlegen.

„Was? Sie verbitten Ihnen was? Sie? Daß i nit lach!“ schrie das Weib noch schriller. „Sie wollen Ihnen was verbitten? I verbitt' mir was! Verstanden! I verbitt' mir, daß Sie mir mei' Madel unglücklich machen! Und wann Sie's schon tan hab'n, naher müssen sie's heiraten! Und sonst lernen's mi tennen! Mi! Die Frau Raffener!“

„Aber so beruhigen's Ihnen doch —“ versuchte Franz die wütende Frau zu beschwichtigen, die mit beiden Armen aufgebracht herumschüttelte.

„Nix tua i mit! Gar nix! Wissen will i alles! Gar alles! Was a'sehen is! Und loan' Schritt darfst du

mir mehr unter die Augen, wann —“ mit beiden Fäusten drohte sie der Tochter.

Lina hatte nun wirklich Angst vor der Mutter. Das war keine Komödie mehr. Das mußte ihr Ernst sein! Die Mutter war ja ganz auseinander gekommen. Erschreckt drückte sie sich eng an Franz.

„Franz, geh'n wir fort!“ bat sie und hängte sich kampfhaf an ihn.

Franz wandte sich schweigend zum Gehen. Das war wohl das Beste, was er tun konnte. Er konnte sich doch unmöglich mit dem ordinären Weib da herumstreiten.

Diese Frau Raffener! Diese Familie Raffener überhaupt. Wenn die nicht wäre... keinen Augenblick würde er zögern und die Lina heiraten. Aber die Familie. Nein. Unmöglich. Das konnte er nicht. Was würde da sein Vater dazu sagen. Diese Leute würden sich natürlich breitmachen in dem guten alten Haus der Senn.

Franz schüttelte sich innerlich vor Ekel. Seine ganze Leidenschaft für die Lina war auf einmal wie verräucht.

„Ja! Geh'ts lei!“ schrie ihnen die Raffenerin nach. „Schau', daß du mir aus die Augen kimmst! Hoam darfst mir nimmer! Dös sag' i dir! Für di hab' i loan' Platz mehr in unserm anfängigen Haus! Soll di nur der Herr Senn b'halten und sei' nobler Herr Papa!“

„Geh'n wir, Franz!“ drängte ihn die Lina vorwärts. Sie hatte nun auch die Zirnhöld Anna bemerkt und schämte sich.

Aber Frau Raffener — versuchte die Zirnhöld scheinheilig die Wütende zu beruhigen.

„Sein Sie stad!“ fertigte sie die Raffenerin energisch ab. „I bin die Mutter! Und i dud's und leid's nit, daß mir's Madel unglücklich g'macht wird! Gahnder will i sie tot vor meiner seh'n, als in an Joll'n Unglück drein!“

Franz und Lina waren schon außer Hörweite. Die Raffenerin beruhigte sich nun gleich wieder. Ihren Zweck hatte sie vorläufig erreicht. Der unschuldige junge Senn mußte mit allen Mitteln zu einem Entschluß getrieben werden. Für heute war es genug. Der Spießel gab aus. Einträchtig plaudernd entfernten sich die beiden Weiber.

„Dös soll' er schon nit tun, der Franz!“ meinte die Zirnhöld. „Die Madeln so ins G'reb' bringen!“

„Bon mir aus soll er tun, was er will. Aber mei' Madl lah' i nit ins Unglück bringen. Bon loan' nit!“

„Nit vom noblen Herrn Senn!“ entschied die Raffenerin.

„Er is halt a bissel a Fallobri!“ sagte die Zirnhöld.

„Mei', wie hat er's decht der Agnes g'macht von der Berg-rätin. Und is so a schlan's Madl!“ setzte sie mitleidig hinzu. Die zwei Weiber standen nun vor dem Ausgang des Kreuzganges.

„I werd' hoam müssen!“ sagte die Raffenerin kurz. Sie wünschte nichts mehr über das Thema zu hören und wollte nun allein gelassen werden.

„Ja. Und i werd' no a bissel in die Lourdesgrott'n g'ahn, beten!“ seufzte die Zirnhöld Anna und spielte mit dem Rosenkranz, den sie stets in ihrer Rocktasche trug.

„Gute Nacht! Und gute Andacht!“ wünschte die Raffenerin.

„Dan! Schön! Gute Nacht!“ Damit trennten sie sich.

Die Raffenerin ging schnellen Schrittes über den Domplatz und bog dann in die Pfarrgasse ein. Von fern sah sie Franz und Lina, die eilig um eine Ecke verschwanden, in der Richtung gegen den Graben zu. Sie machten also noch einen Umweg. Das war gut. Da konnten sie sich noch aussprechen. Denn, daß die Lina ihre Worte nicht so tragisch auffassen und heimkommen würde, dessen war die Raffenerin sicher. (Fortf. folgt.)